

spazierenden Bürgern immerhin Begeisterung. Dabei genügen, wie bei allen wirklich originellen Ideen, bescheidenste Mittel. Ein dicker Mann als Baby im Stekkissen oder als Schuljunge mit Matrosenhut und Tornister auf dem Rücken, ein wohlgebildetes Mädchen als Matrose oder Rennfahrer erregt immer Beifall, ebenso ein Mann, der einen anderen mit bunten Lappen gezierten im Kinderwagen transportiert oder ein zerstreuter Professor mit einem Stühlchen unter dem Arm, das er im dichtesten Gedränge der auf den Zug zuströmenden Zuschauerschar friedlich zu längerer Ruhe aufstellt. Zerbrochene Regenschirme, alte Tischdecken, festonbesetzte Nachthemden, Kapotthütchen sind weiter beliebte Requisiten zur Kostümierung. Wie anspruchslos der „echte Kölsche“ sein Fastnachtskostüm zusammenstellt, beleuchtet am besten das alte Krätzchen: „Wat maachst (maskierst) do dich dann Fastelovend, Pitter? — Ich maachen mich Kamemmer (Camembert); ich wickel mich in Silberpapier un stinke.“

Daß der Karneval auch in schlechtesten Zeiten lebendig bleibt, dafür sorgen schon die Kinder, die an den drei Tagen vom frühen Morgen an maskiert die Straßen bevölkern. Als im Krieg jahrelang kein Karneval möglich gewesen war, zogen doch die kleinsten, die nie das Fest mitgemacht hatten, mit Küchendeckeln klappernd und auf Papiertrompeten blasend mit ein paar bunten Fetzen behängt durch die Straßen und schmetterten den „Treuen Husar“, den man auch die Kölner Nationalhymne nennt. Der Karneval steckt ihnen eben im Blut. Und als mein Sohn sich mit sechs Jahren eine Freundin anschaffte und ich ihn fragte, ob er auch die Eltern des Mädchens kenne und was das für Leute wären, antwortete er entrüstet: „Das sind sehr feine Leute; der Vater von ihr ist doch roter Funk.“ Und so lange das der Maßstab für die Kölner Kinder bleibt, wird der Kölner Karneval kaum aussterben.



Picasso